

„Gwiss waar, ä Verpflockig därf mä nit üfftüä!“

Von Walter Bär-Vetsch, Altdorf

Die im Haus oder Stall spukenden Geister quälen Mensch und Tier, indem sie ihnen den Schlaf rauben oder Krankheiten verursachen. Nach altem Glauben wird der Mensch nicht einfach krank, sondern die Krankheit nimmt von ihm in der Gestalt eines Dämons Besitz. Um die Kraft der Krankheitsdämonen zu brechen, werden sie verpflockt. Verpflockungen sind Bohrlöcher in der Wand, meist in Türpfosten oder -schwelle, die mit einem Holzzapfen verschlossen worden sind. In den Löchern ist entweder etwas Geweihtes oder das zu bannende Übel eingesperrt.

In seiner Ausgabe vom 8. Juni 2016 hat das Urner Wochenblatt berichtet, dass der Ursprungsbau des ehemaligen Gasthauses Ochsen in Flüelen aus dem Jahr 1327 stammt und somit als ältestes Urner Holzhaus gilt. Bei den archäologischen Untersuchungen sind zahlreiche Zeugnisse der mittelalterlichen Volksfrömmigkeit und des mittelalterlichen Aberglaubens zutage getreten: Geisterbanndübel, ein in einen Schwundriss gelegter Angelhaken und verpflockte Mensch- und Tierhaare, alles Bannrituale, die böse Geister oder unliebsame Arme Seelen aus dem Hause halten.

Allgegenwärtige Bedrohungen

Wegen der vielfältigen Bedrohungen durch die Dämonen, die sich nicht nur draussen in der Natur, sondern auch in den Häusern aufhielten, nahmen die Menschen seit jeher in Zeiten höchster Not nicht nur zu Weihwasser, Gebeten und heiligen Messen Zuflucht, sondern auch zu magischen Handlungen und Zeichen. Wenn sich trotz Gebeten, Kerzenopfern und magischen Schutzvorkehrungen im Haus Totengeister einnisteten und den Bewohnern Krankheiten brachten, rief man einen Geistlichen. Besonders den volksverbundenen Kapuzinern sprach man die Fähigkeit zu, selbst die hartnäckigsten Schattenwesen mit Gebeten und geweihtem Wasser beschwören und bannen zu können. Obwohl die Kirchenführung den Einsatz magischer Mittel als teuflisch abtat und davor warnte, glaubte das Volk an ihre abschreckende Wirkung.

Geisterbanndübel, in Schwundrissen und Astlöchern des Balkenwerks eingeschlagene Holzkeile, galten als Banngesten meist dem Toggäli, einem Krankheitsdämon, das im Volksglauben durch diese Löcher in das Haus gelangen konnte. Man wollte ihm damit den Zutritt verwehren. Häufig verstärkte man diese Sperre, indem man diesem Keil einen scharfen oder spitzen Gegenstand beifügte, wie in Flüelen einen Angelhaken. Ein geschnittener Holzkeil, der mit Ziegenbockhaar umwickelt und an die Türschwelle des Stalles geschlagen wurde, trieb die Hexen davon. Man stutze den Kühen die Schweife und legte das abgeschnittene Haar in einen Schwundriss der Stalltürschwelle, damit es die Hexen erwische und sie dem Vieh nicht schaden können. In den Türpfosten nagelte man unter Nennung der drei Höchsten und des Feindes Namen, den man zu schädigen suchte.

Verpflockungen

Verpflockungen sind Bohrlöcher, die mit einem Holzzapfen verschlossen (verpflockt) sind. Sie kommen meist in den unteren, seitlichen und oberen Türgestellen (Schwelle, Türpfosten, Oberschwelle) vor, mitunter auch in den Stuben- und Kammerwänden sowie im Deckengebälk, sowohl einzeln als auch in Gruppen (dann meist in einer Dreieck-Anordnung). Man findet sich in alten Häusern, Ställen und Speichern des gesamten Alpenraums. Verpflockungen schützen das Haus und seine Bewohner vor dem Dämonischen, vor übernatürlichen Mächten und allerlei Unglück, wie Feuersbrunst, Seuche und Diebstahl.

Dieser Geisterbann entspringt vermutlich dem Totenkult. Danach wird der Mensch durch den Tod ein dämonisches Wesen, das die Ruhe und das Wohlbefinden der Überlebenden zu stören versucht. Die vielen Armen-Seelen-Geschichten zeugen vom zwiespältigen Verhältnis zu den Toten. Sie belegen den Volksglauben, wonach die unerlösten Seelen schuldhaft verstorbener Menschen umgehen müssen. Sie werden den Lebenden nicht nur durch

nächtliches Klopfen, Stöhnen und Kettengerassel lästig, sondern nehmen den Menschen auch ein. Mit zahlreichen Todesbräuchen versuchen die Hinterbliebenen die Wiederkehr der Toten zu verhindern, die Armen Seelen mit besonderen Gebeten, Messen und speziellen Gaben zu erlösen. Versagen solche Mittel oder wird der Geist zu einem plagenden Übel („Plaggeischt“), hilft seit dem Altertum der Bann.

Einen bösen Geist bannen.

Mit der Verpflöckung zwang der Banner den Geist unter seinen Willen und schloss ihn ein. Nicht jeder war zum Geisterbanner fähig. Besonders wirkungsvoll galten bei der Bevölkerung die Kapuziner oder die Jesuiten, die „auf Feuer und Geister“ geweiht waren. Es gab aber auch weltliche Geisterbanner. Da man aber annahm, dass diese Gespensterbeschwörer im Gegensatz zur Geistlichkeit ihre Zauberkraft aus dem Teufelsbündnis bezögen, wurden sie gemieden. Sie mussten ihr Handwerk im Geheimen ausführen.

Der Geisterbanner bohrte ein Loch in die Wand, den Pfosten oder den Balken, legte Geweihtes oder einen Fluch hinein und verschloss das Loch mit einem etwa daumendicken, meist geweihten oder mit speziellen Harzen eingestrichenen Holzzapfen. So verbannte er das Böse. Die einen Zapfen standen ungefähr einen Zentimeter über der Oberfläche vor, andere waren bündig zum Gebälk eingeschlagen worden. In den Löchern steckte der Banner verschiedene Gegenstände: Zähne, beschriebene oder bedruckte Papiere, Stoffstücke, Haare, Pflanzenreste, Fingernägel, geweihte Zeichen und Ähnliches. Auch Segenssprüche, Gebete oder heilige Namen wurden in das Loch gesprochen oder auf einem Zettel hineingelegt und dann verpflöckt. Oft wurde mit dem Holzzapfen Haarbüsche oder ein Hanfstrick gut einige Zentimeter sichtbar eingeklemmt. Die Haarbüsche, die neben dem Holzzapfen aus der Verpflöckung heraushingen, galt als „des Teufels Schwanz“. In der Glaubensvorstellung hiess das: Das Übel ist im Loch, der Schwanz als Beweis ist sichtbar. Da und dort wurden Verpflöckungen zusätzlich mit einem Papier überklebt, auf dem magische oder christliche Symbole gezeichnet waren.

Verpflöckt wurde nicht nur in Haus und Stall. Krankheiten verpflöckte man auch in besondere Bäume, so bei Zahnweh, Fieber, Gicht und Viehkrankheiten in einen jungen Weidenbaum, bei Bruchleiden in einen Zwetschgenbaum. Vielfach wurde einfach der Name des Kranken auf Papier geschrieben und das Papier in einer Weide verpflöckt.

Mundartlich wurde das Eingelegte „Ygleits“ genannt.

Der Inhalt der Verpflöckung richtete sich nach dem zu bannenden Übel. So bohrten die Geisterbanner bei verhextem Vieh ein Loch in den Türpfosten des Stalls, stopften den Anfang des Johannesevangeliums und einige Alraunwurzeln hinein und verschlossen das Loch mit einem hölzernen Zapfen in den drei Heiligen Namen. Schwefel und andere Zaubermittel, verpackt in ein Säcklein, hielten Viehkrankheiten und bösen Zauber fern, empfahlen das Haus aber gleichzeitig den guten Geistern. Bei verhextem Vieh verpflöckte man eine Benediktusmedaille (oder vergrub sie unter der Türschwelle) und geweihtes Salz in die Türschwelle des Stalls. Das Ganze verschloss man mit einem Pfropfen, worin drei Kreuze geschnitten waren. Den reformierten Berner warf man spasseshalber vor, sie machten ein Loch in die Wand, sagten ihre Sünden hinein und schlugen nachher einen Döbel in das Loch, im Glauben, ihnen wären damit die Sünden vergeben. Das erste kleine Ei eines Huhns galt als Unglücksei. Als symbolisches Opfer wurde es verpflöckt. Da man das Loch mit einem „Näbber“ (Bohrer) bohrte, nannte man es auch „Näpperei“. Gegen die Pest verpflöckte man ein Stück von einem Vogelbeerbaum im Türpfosten und verkeilte das Loch mit dem gleichen Holz.

Die schwarze Spinne

Das Verpflöcken wurde wegen einer Emmentaler Sage allgemein bekannt, deren Stoff Jeremias Gotthelf (Pfarrer Albert Bitzios, 1797 bis 1854) zur Novelle „Die schwarze Spinne“ verarbeitete: In der Sage küsst der Teufel, verkleidet als wilder Jäger, die Wange einer Frau und erzeugt dadurch eine schwarze Beule, aus der eine schwarze Spinne hervorkriecht. Nach dem Tode der Frau setzt sich die Spinne auf andere Personen, die alle schwarze Beulen bekommen und an der Pest sterben. Flucht und Gegenwehr erweisen sich als zwecklos.

Schliesslich wird die Spinne in einen Balken verpflockt. Doch lassen wir Gotthelf selber sprechen: „Sie – die junge Wöchnerin – hat schon oft gehört, wie kundige Männer Geister in ein Loch einsperren, das sie mit einem Holzpfropfen zuschlagen. Solange niemand den Pfropfen herausziehe, müsse der Geist im Loche bleiben. ... Sie bohrt ein Loch in den Pfosten, der ihr am nächsten zur Hand liegt, wenn sie bei der Wiege sitzt, rüstet einen Zapfen, der scharf ins Loch passt, weihet ihn mit geheiligtem Wasser, legt einen Hammer zurecht und betet nun Tag und Nacht zu Gott um Kraft und Tat. Als die Spinne erscheint, ergreift sie sie mit rascher Hand. Feuerströme fahren aus ihr, der treuen Mutter durch Hand und Arm bis ins Herz hinein. Muttertreue und Mutterliebe drücken ihr aber die Hand zu, und zum Aushalten gibt Gott die Kraft. Unter tausendfachen Todesschmerzen drückt sie mit der einen Hand die Spinne ins vorbereitete Loch, mit der andern den Zapfen davor und schlägt ihn mit dem Hammer fest. Drinnen saust und braust es, wie wenn die Wirbelstürme mit dem Meer streiten. Das Haus wankt in seinen Grundfesten, aber fest sitzt der Zapfen, gefangen bleibt die Spinne. Die treue Mutter freute sich noch, dass ihr Kindlein gerettet, dankt Gott für seine Gnade. Dann stirbt auch sie den gleichen Tod wie alle, in der Hoffnung, die kommenden Geschlechter mögen den Sinn ihrer mutigen Tat bewahren. Die Frau stirbt als Folge der Berührung mit der Spinne, aber Ruhe, Frieden und Gottesfurcht kehren in das Tal zurück. Wenn das Haus einmal neu aufgebaut werden muss, soll dieser Pfosten immer wieder verwendet werden, um den alten Segen zu bewahren.“ Diese Novelle zeigt, dass zu Gotthelfs Zeiten der Brauch des Verpflockens in bäuerlich-volkstümlichen Gemütern – wenn auch mit begreiflicher Scheu – gegenwärtig gewesen ist, stammt der Stoff seiner Geschichten doch ausschliesslich aus der Begegnung mit der ihm damals umgebenden Wirklichkeit.

In den Urner Sagen

Auch Josef Müller hielt in seinen Sagen aus Uri die Verpflockung fest: Als der Beulentod im Lande herrschte (ab Mitte des 14. Jahrhunderts bis in die 1660er Jahre), baute man zu Springen das Haus im Sticki oder im Butzli. Während des Baus ergriff die Krankheit einen Arbeiter. Schon war sein Daumen schwarz. Schnell entschlossen, schnitt er ihn mit dem Axt ab und steckte ihn in ein Dubelloch, das er fest verschloss. Bald hernach ging er in die Fremde. Nach sieben Jahren kehrte er nach Hause zurück. Als er zum Stickihaus kam, wunderte es ihn nach seinem Daumen. Er öffnete jenes Dubelloch und beschaute sich das abgehauene Glied. Da wurde er von der Pest ergriffen und starb in wenigen Stunden.¹ Auch aus dem Isenthal ist eine ähnliche Sage überliefert. Dort verpflockte ein Holzarbeiter seinen von der Pest befallenen Daumen in einer Tanne. Nach einem Jahr wollte er nachsehen und öffnete das Loch. Da kam ein blaues Räuchlein heraus, und da war er fertig. Das ganze Isental sei ausgestorben bis auf sieben Personen.² Im Meiental plagte das Toggäli ein Kind. Man bohrte ein Loch in die Wand, verbannte es mit dem Fluch „Toggäli, geh hinweg von meiner Hand und kehr ein in diese Wand!“ und verschloss das Loch mit einem Zapfen.³ Als das ehemalige Haus – ein Heidenhaus – in der Riedmatt, Pfarrei Amsteg, abgerissen wurde, um ein neues zu bauen, fanden sie, in einem Haustürpfosten eingestemmt, ein kleines Büchlein, dessen Inhalt in einer fremden Sprache abgefasst war, so dass es niemand lesen konnte. Sie stemmten das Büchlein in einen Haustürposten des neuen Hauses, wo es wohl noch zu finden wäre.⁴

Eine Verpflockung darf man nicht aufmachen.

Noch bis Anfang des 20. Jahrhunderts war in unserer Gegend das Verpflocken bekannt (Richard Weiss, Volkskunde der Schweiz). Nach der damaligen Volksmeinung brachte die Verpflockung im betroffenen Haus Erleichterung, wusste man doch nun das Böse verbannt. Der eingeschlagene Pfropfen sperrte das Böse für alle Zeiten ein. Der Volksglaube war aber davon überzeugt, dass der Schutzbann verloren ging oder ein gebannter Dämon Mensch oder Tier wieder plagen konnte, wenn man den Zapfen herausnahm. Die Eigentümer und die Bewohner der betreffenden Behausungen wichen den Fragen nach der Verpflockung aus. Sie wussten von nichts – oder wollten von nichts wissen – selbst solche, die in diesen Häusern

¹ Müller Josef, Sagen aus Uri, Sage 85 2

² Müller Josef, Sagen aus Uri, Sage 85 3

³ Müller Josef, Sagen aus Uri, Sage 1440

⁴ Müller Josef, Sagen aus Uri, Sage 31

geboren und aufgewachsen waren. Viele behaupteten, diese Zapfen überhaupt noch nie gesehen zu haben, obwohl sie täglich zwangsläufig an ihnen vorbeigingen.

Noch heute besteht da und dort dieser Volksglaube. Es sind keine zwanzig Jahre her, hat eine Frau – aus Neugier oder Unwissen – bei einer Verpflockung den Zapfen entfernt. Als „Ygleits“ findet sie ein Stoffsäcklein, das sie nun zur näheren Begutachtung ins Pfarrhaus bringt. Der Beutel enthält nebst verschiedenen Pflanzenresten auf einem Papierzettel den Bannspruch „Gott segne dieses Haus!“. Freudig über das Wissen um den Sinn ihrer Entdeckung macht sich die besagte Frau auf ihren Heimweg. Doch, oh Schreck! Von weitem sieht sie bei ihrem Haus die Feuerwehr. Der Einsatzoffizier eröffnet ihr, dass sie bei ihr zu Hause während ihrer Abwesenheit einen Küchenbrand haben löschen müssen. „Gwiss waar, ä Verpflockig därf mä nit üfftüä!“